

Der gebrochene Fuss.

Das war einmal ein gelungener Abend in . . . stadt, als wir, sechzehn an der Zahl, unten saßen im Weinkeller der „ungarischen Krone“ und alle Weinfässer, die in zahlloser Menge neben- und übereinandergestaut waren, nach Herzenslust anstachen und probierten, bis dann einer nach dem anderen mit unsicherem Kurse dem Ausgange zusteuerte, um Schutz vor den Ernyien des Weines zu suchen.

Nur ich, ein Regimentsarzt und ein blutjunger Honvedleutnant hatten wacker standgehalten und besaßen sogar den Mut, noch ein Faß süßen Weines zu prüfen.

Da erhob sich der Leutnant und machte Miene, uns zu verlassen. Weil er aber mit sich selbst nicht im Reinen war, auf welche Weise er aus dem dumpfen Weinkeller ins Freie gelangen könnte, marschierte er in einer beliebigen Richtung so stramm als möglich fort, bis ihn jemand am Weitermarsch hinderte.

Dieser Jemand war jedoch ein ungeschliffenes dickbäuchiges Weinfäß ohne Lebensart, das nicht im Entferntesten

daran dachte, dem jungen Manne Platz zu machen und es eher auf ein Rencontre ankommen ließ.

Weil nun aber der physikalische Grundsatz, daß, wo ein Körper sich befindet, nicht gleichzeitig ein zweiter sein kann, zu jener Zeit noch durch keinen Erlaß aufgehoben war, erfolgte unmittelbar darauf ein derber Zusammenstoß.

Der Doktor und ich hörten einen dumpfen Fall und sprangen ziemlich gleichzeitig auf um nach unserem Kurskameraden, Leutnant T., zu sehen, fanden jedoch nur eine leblose Masse am Boden, zu Füßen des unhöflichen Weinfasses, vor.

T. lag bewußtlos da, doch konstatierte der Regimentsarzt sofort, daß es sich keineswegs um eine schwere innere oder äußere Verletzung handelte.

Als ich erfuhr, wie es mit T. bestellt war, kam mir in meiner Weinlaune die Idee, einen uralten Studentenkult, von dem ich einmal irgendwo gehört hatte, an unserem jungen Kameraden vorzunehmen.

Es handelte sich um einen scheinbar gebrochenen Fuß, welchen wir durch einen entsprechenden Gipsverband dem Bewußtlosen ohne Schwierigkeit, wenn man so sagen kann, in die Schuhe schieben wollten.

Der Doktor schaffte aus seiner nahegelegenen Wohnung Verbandszeug herbei und wir legten mit vereinten Kräften dem armen T. am rechten Beine einen korrekten Gipsverband an. Ober- und Unterschenkel wurden durch eine

lange Beinschiene zu einem starren Ganzen vereinigt, wobei aus antiseptischen Gründen mit Jodoformpulver nicht gespart wurde, so daß der sonst nach Beilchen duftende Honved einen gräulichen Geruch verbreitete und einem Kanarienvogel zum Verwechseln ähnlich sah.

Hierauf schleppten wir den Bewußtlosen mit schwerer Mühe auf möglichst vom Weltverkehre abseits gelegenen Wegen in der Richtung nach dessen Wohnung.

Da wir jedoch neuerlich Durst verspürten, konnten wir uns nicht enthalten, ein Restaurant minderer Qualität, im Volksmund „Beisel“ genannt — auf unserer Route lagen eben keine erstklassigen — aufzusuchen.

Allerdings war es mit einigen Schwierigkeiten verbunden, den Regungslosen durch den Eingang ins Extrazimmer hineinzuarbeiten.

„Im Gotteswillen“, rief die Wirtin, als sie den Verwundetentransport erblickte, und schlug die Hände über den Kopf zusammen: „Ein toter Offizier!“

Gäste waren nicht anwesend, aber der Hausknecht und die hübsche Wirtstochter kamen heran und betrachteten mit teilnahmsvoller Miene den leblosen Körper.

„Was ist denn geschehen, Herr Regimentsarzt, ist er wirklich tot, der arme Leutnant? frug das junge Ding und befühlte schüchtern L.s Stirn.

„Tot, selbstverständlich tot, glauben Sie denn, wir

veranstalten einen Faschingsjcherz im Hochsommer?" gab ich zur Antwort.

"Zwei halbe Liter Abzug und einen schwarzen Kettich, aber fein geschnitten!" ergänzte der Doktor.

Die Wirtin, der Hausknecht und das junge Mädchen starrten bald uns, bald den Totgeglaubten an, sie begriffen unsere an den Tag gelegte Gleichgültigkeit absolut nicht.

"Wie ist denn das Unglück geschehen?" fing die Wirtstochter wieder an.

"Vorerst das Bier und den schwarzen Kettich, das ist momentan das Wichtigste."

Endlich brachte man uns das Gewünschte.

"Er lebt ja noch!" ließ sich von neuem das junge Mädchen hören, das den hübschen Leutnant nicht aus den Augen verlor, „ich bemerkte, wie er Atem schöpfte."

"Kann sein", erwiderte der Arzt, indem er ein großes Stück schwarzen Kettich in den Mund schob, „bis wir nach Hause kommen, ist er aber jedenfalls schon tot."

Bald darauf schleppten wir den „Toten" nicht ohne Schwierigkeit zur Tür hinaus.

Auf der Straße trafen wir Oberleutnant W. und unseren Fechtlehrer, Rittmeister G., die ihrer Wohnung zustrebten.

"Ja, was ist denn los mit L. zu so später Stunde", interessierte sich der Rittmeister, indem er den leblosen Honved aufmerksam betrachtete, „mir scheint, er hat einen leichten Schwips erwischt."

Als wir den beiden Herren die Geschichte von dem Unfalle und dem Gipsverband auseinandersetzten, konnten sie sich nicht enthalten, laut aufzulachen, sie fanden den Witz großartig und schlossen sich sofort dem Leichenzug an.

Endlich hatten wir L. über die drei Treppen hinauf in seine Wohnung geschafft.

Der Bursche des Leutnants kam uns entgegen und war nicht wenig erschrocken, seinen guten Herrn in solcher Verfassung wiederzusehen. L. wurde zu Bette gebracht; und Janos, der brave Offiziersdiener, befolgte mit einer Genauigkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, die strengen Verhaltensmaßregeln des Regimentsarztes.

Vor allem hieß es, jeden Alkohol aus der Nähe des Schwerkranken schaffen. Etwa vorhandene geistige Getränke mußten kommissionell vertilgt werden.

Die Kommission begann sofort gewissenhaft Umschau zu halten und fand in einer Zimmerecke zwei Flaschen Tokayer, welche auf der Stelle unschädlich gemacht wurden.

Beim Weggehen wurde Janos wohl eingeschärft, seinem Herrn stündlich kalte Umschläge über die Stirn zu machen und ihm, falls er beim Erwachen Durst verspüre, ein paar Löffel Bittersalzlösung zu verabreichen.

Man hatte eine Menge Fläschchen mit Medicinen, Verbandzeug, Watte und Jodoformpulver auf dem Tische zurückgelassen, das sonst so wohnliche Zimmer machte den Eindruck einer Krankenstube — — — — —

Am nächsten Morgen oder eigentlich Mittag, schlug Leutnant T. seine Augen auf.

Der Kopf schmerzte infolge des gestern eingenommenen Weinquantums, außerdem herrschte in dem engen Raume ein heilloser Sodoformgestank.

Der Regimentsarzt und ich sowie mehrere Kameraden T.s waren schon anwesend.

Mit besorgter Miene ergriff der Doktor die Hand des sehr verwunderten jungen Mannes.

T. wollte etwas fragen, doch ließ der Regimentsarzt nicht zu, daß er spreche. Jede Aufregung mußte vermieden werden.

Dann fing der Doktor mit einem bewunderungswürdigen Ernste an zu erklären, wie T. gestern noch heiter und guter Dinge mit uns beisammen in der „ungarischen Krone“ gezechet und dann plötzlich, wahrscheinlich in der Absicht nach Hause zu gehen, verschwunden sei. Wie dann eine halbe Stunde später der Wirt mit bleichem und verstärktem Gesichte zu uns gekommen und uns mitgeteilt habe, T. sei in den 20 Klafter tiefen Brunnen gefallen. Der Wirt habe ihn vom Fenster aus beobachtet und bemerkt, wie er mit unsicherem Schritt statt gegen den Ausgang in der Richtung nach dem offenen Brunnen hintaumelte.

T. traten die Schweißperlen auf die Stirn und er schnappte nach Atem.

„Es war wohl ein selten glücklicher Zufall“, ergänzte der Regimentsarzt, daß T. mittels eines Eisenhakens

wenige Augenblicke später aus dem Brunnen noch lebend und nur mit einem an drei Stellen gebrochenen Fuß herausbefördert werden konnte (der Leutnant befühlte sein bandagiertes Bein, das er erst jetzt gewahr wurde) und daß, wenn keine Komplikation hinzutritt, unser lieber junger Freund in drei Monaten das Bett wieder verlassen kann.“

Es fiel mir und den anderen Herren schwer, nicht mit dem Lachen herauszuplagen, als wir des Leutnants verzweifelttes Gesicht beobachteten.

Jetzt erst fing er an, sein Bein zu spüren. Der eng-anliegende Gipsverband war ihm natürlich äußerst lästig geworden.

Er verlangte nach weiterer Aufklärung, erhielt jedoch, damit er sich nicht aufrege, von niemand eine Auskunft. Wir ließen T. auch bald zurück und gingen unserer gewöhnlichen Beschäftigung nach.

Der Leutnant, der mit Sanos allein zurückgeblieben war, bestürmte nun diesen mit Fragen, bekam aber auch von diesem, da der Bursche selbst nichts wußte, nur sehr unzureichende Antworten.

Der Arzt hatte strenge Diät verordnet, was bisher pünktlich befolgt worden war.

Selbstverständlich sorgten die Herren, die von dem Ulke Kenntniß hatten, dafür, daß sich in dem kleinen Neste die Nachricht von dem Unfalle nach Möglichkeit verbreite.

Die Herren des militärischen Kurses, dem auch T.

angehörte, ihre anwesenden Verwandten, Bekannten und Freunde, alle taten ihr Möglichstes und am Nachmittage schon wußten es sämtliche Geschäftsleute, Gastwirte, Cafetiers, Hausfrauen und hauptsächlich Hausfräulein, ja selbst die Dienstmänner und Briefträger; nur Leutnant L. und Janos blieben uneingeweiht.

Die jungen Damen, welche den schmucken Honved wohl leiden konnten, fanden zwar, daß man den armen Offizier nicht so übel behandeln hätte sollen, sahen aber ein, es sei besser, mitzulachen, als den Spaß zu stören.

Während nun die Geschichte vom gebrochenen Fuß mit Bindeseile die kleine Stadt durchflog, lag L. sehr niedergeschlagen und verzweifelt in seinem Bette und betrachtete das verbundene Bein sowie die vielen Mixturen auf seinem Tische.

Mit stummer Resignation fing er an, sich seine neue Lage zurechtzulegen; die Sache war blutiger Ernst, daran zweifelte er keinen Augenblick. An ein Weiterdienen war wohl schwer zu denken, denn vollkommen würde das mehrfach gebrochene Bein doch nicht zusammenheilen, . . . daß er sich aber an gar keine näheren Details entsinnen konnte, so heftig war die Wirkung des Weines gewesen! . . .

Man klopfte an die Thür.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen trat der Oberst, unser Kurskommandant, ins Zimmer.

„Herr Leutnant“, fing derselbe an, „ich hörte von dem gestrigen Unglücksfalle und bin gekommen, Ihnen Trost

zuzusprechen, es gibt eben leider Momente im menschlichen Leben, die bestimmend für unsere Zukunft sind und denen wir vergeblich zu entgehen trachten. Es ist in diesem Falle das Klügste, sich in das Unvermeidliche hineinzufinden. Mir ist einmal als Hauptmann eine ähnliche Geschichte passiert, glücklicherweise handelte es sich damals bloß um einen Scherz. Ich war (es war das einzigmal in meinem Leben) bei einem Champagnergelage nicht ganz nüchtern geblieben.

Wie ich die Gesellschaft verließ, weiß ich nicht mehr, es war mir auch damals nicht vollkommen klar, als ich aber am nächsten Morgen erwachte, umstanden mich meine Kameraden mit ernstern Gesichtern und fragten mich besorgt um mein Befinden.

Da bemerkte ich erst, daß mein Kopf, mein rechter Arm und mein linker Fuß bandagiert waren.

Auf dem Stuhle neben meinem Bette hing ein zerfetzter Waffenrock und zerrissene Hosen.

Man erzählte mir mit kurzen Worten, was mir auf dem Heimwege passiert sei: Ein paar Strolche hätten mich überfallen, mich total ausgeraubt und in diesen Zustand versetzt.

Wie sollte ich an der Wahrheit dieser Schilderung zweifeln, hatte man mir doch sogar, um die Sache glaubwürdiger zu machen, Uhr und Brieftasche abgenommen.

Nur einen Umstand ließen meine Kameraden außer

acht, sie vergaßen, meinen treuen Burschen zu hindern, mir später die Wahrheit einzugestehen . . .“

Als der hohe Gönner T. verlassen hatte, war der junge Leutnant nicht mehr im Zweifel, daß man sich auch mit ihm einen sehr schlechten Witß erlaubte, er sprang auf, so rasch dies sein Zustand gestattete, und riß mit möglichster Schonung seines schmerzenden Beines den Gipsverband herunter.

Das Bein war zwar stark gerötet, aber vollkommen intakt. Wenige Augenblicke später hatte T. sich angekleidet und ließ den erstaunten Janos an der Türschwelle zurück.

Sein erster Gedanke war, mich und den Regimentsarzt zur Rechenschaft zu ziehen, doch je weiter er schritt, desto mehr beruhigte er sich, er hatte ja selbst den anderen oft übel mitgespielt und einen Spaß verstand er gewiß — ob man aber nicht doch diesmal die Dosis etwas zu stark genommen!?

Am meisten ärgerte er sich über die Leute, die er auf der Straße traf, überall dieselben grinsenden Gesichter. Er sah ja rein aus, als ob man sich über ihn lustig machte!

So sehr er sich auch anstrengte, es gelang ihm dennoch nicht, vollkommen stramm auszusprechen, er fühlte, wie er das rechte Bein schwerfällig nachzog.

Der leidige Gipsverband! Wer mochte nur diesen Teufelsplan ausgeheckt haben?

In der Offiziersmesse wurde T. mit lautem Jubel

begrüßt. Nur ich und der Doktor nahmen daran keinen Anteil, wir waren beide sprachlos. Jemand hatte uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Wäre es nach uns gegangen, so hätte T. wenigstens eine Woche das Bett hüten müssen und die strengste Diät gehalten. Nach acht Tagen würden wir dem jungen Leutnant dann feierlich erklärt haben, daß wir uns nur einen harmlosen Scherz mit ihm gestatteteten, als Revanche für unzählige andere Witze, die er sich mit uns im Kurse erlaubte. Nun war alles ins Wasser gefallen!

„Famos habt ihr die ganze Geschichte inszeniert“, wandte sich der Honvedleutnant an uns, indem er uns die Hand hinhielt, „fogar meinen Burschen unterließet ihr einzuweihen, nur dem Kurskommandanten hättet ihr nichts sagen sollen, der hat euch den harmlosen Scherz leider verdorben.“
